

(Nachdruck verboten.)

Die Oberwälder.

Von Alfred Bod.

1.

Das Dorf liegt im hohen Bogelsberg. Es lehnt sich an eine jener zahlreichen Klippen, die in den wunderbarsten Formen den langgestreckten Bergrücken überragen. Von der Höhe des Kegels schauen vier Basaltsäulen ins Land. Wenn die Sonne sie überglänzt, prangen sie in leuchtendem Blau, bei düsterem Himmel kleiden sie sich in drohendes Schwarz, daß die Kinder drunten ein Gruseln befällt. Das Dorf, das an siebenhundert Seelen zählt, ist uralt, denn es wird schon im ersten Jahrhundert in einer Urkunde des Klosters zu Fulda genannt. Fern von den viel begangenen Völkerstraßen hat es doch der Gifthand der großen Kriege berührt. Anno 1634 brach ein Trupp Kroaten ein und führte Hausrat und Vieh hinweg. Ein paar herzhafte Männer, die sich zur Wehr setzten, wurden erbarmungslos niedergemacht. Im österreichischen Erbfolgekrieg schütteten die Franzosen den Hafer, den sie gewaltsam eingetrieben, in der Dorfkirche zuhauf. Während der Revolutionskriege plünderten und zerstörten die Soldaten des Generals Hoche für Haus. Das Wuschwerk, hinter dem sich die Weiber und Kinder verbargen, heißt bis auf den heutigen Tag die Seufzerheide. Allen Bedrängnissen und Wirrsalen entgegen bauten die Dörfler ihre Wohnungen wieder auf und gewannen der mageren Scholle ab, wessen sie für ihre Lebensbedürfnisse brauchten. Als im Jahre 1848 der Sturm der Märzrevolution über die deutschen Lande brauste, war es einzig der lange Schauf in der Siebenhäusergasse, der sich mit dem Gedanken einer Staatsumwälzung befaßte. Er erschien denn auch vor der Behausung des Dorfoberrhauptes und schrie: „Wir wollen eine Republik!“ Der Bürgermeister schob den dicken Kopf zum Fenster heraus und rief: „Die Republik ist schon da!“ „So,“ sagte der Umstürzler, „dann ist es gut.“ Und ging an seine Arbeit. 1870 schickte das Dorf zwölf seiner stramm gewachsenen Söhne ins Feld. Acht kehrten heil zurück, vier mußten in Frankreich ihr Leben lassen. Allgemein war der Glaube verbreitet, daß der Kriegslärm bald wieder anheben werde. Wie nun der Friede geschlossen war, wie sich's allerorts regte und rührte, kam die neue Zeit aus der Niederung ins Gebirge herauf. Sie verhieß den Bauern ein goldenes Leben. Die aber kehrten ihr den Rücken. In harter Arbeit gestählt, rauh wie die unwirtliche Natur hielten sie in jähem Beharren am Alten, Hergebrachten fest. Mitten durch das Dorf strömt ein klarer Bach. Im Sommer hat er nicht viel zu bedeuten. Im Frühling, wenn der Schnee im Oberwald schmilzt, zeigt er sich als ein wilder Gesell, der den Anwohnern manchen Schabernack spielt. Hüben und drüben, planlos angelegt, ziehen sich die Gassen und Gäßchen hin. Auf der einen Seite haben sich die Kleinen, auf der andern die großen Bauern festhaft gemacht. Beide leben in ständiger Fehde. Wegen der Fischereirechtigkeit schlugen sie eine förmliche Schlacht, wobei es blutige Köpfe fehte und ein Pächter auf dem Platze blieb. Eine Zeitlang war's dann still, bis beim Vollzug der Feldbereinigung die Zänkereien aufs neue begannen. Diesem trotigen Geschlecht ist die Streitsucht eingepflanzt. Der Kreisrat, der seit zwanzig Jahren seines Amtes waltet und kein Mittel unversucht läßt, die Habenden zu versöhnen, hat lesthin zum Bürgermeister gesprochen: „Ich gäb was drumm, wenn ich in die Dickköpfe einmal hineingucken könnt.“ „Das is eso,“ hat sich der Bürgermeister geäußert. „Ich sein gewiß der schlechteste Hirt net und laß für die Herd mein Leben. Aber hier macht der eine haar und der andere hoit (links und rechts), und is alles ein Deiwel!“ Der Bürgermeister ist ein schlauer Patron, bläst warm und kalt aus einem Mund und will sich mit allen halten. —

Es war in der ersten Hälfte des April. Früher als sonst war der scharfe Nordost einem milden Südwest gewichen. Die Erlen am Bach hatten sich mit Käpchen geschmückt, und auf den Wiesen wagte sich unter den kräftig emporstehenden Gräsern der Himmelschlüssel heraus. In den Häusern wurde die Ofenbank leer. Die Hütchen trieben das Vieh auf die Weiden, die Mörner legten die Hand an den Pflug.

Drei Stunden lang hatte der Peter Margolf auf seiner Gewann am hohen Rain gezadert. Der Boden war steinig und gab nicht viel her. Die Zugochsen quälten sich ab. Auch der Bauer holte sich einen nassen Dudel. Bei sinkendem Tage kehrte er rademüde heim. An der Hofreite empfing ihn seine Tochter, die Marie, und goß einen Eimer voll Wasser über den Pflug. Nun würde die Aussaat gedeihen.

Der Peter entfochte die Tiere und versorgte sie mit reichlichem Futter, dessen sie jetzt, wo die Arbeit sich häufte, mehr denn je bedurften. Dann rief er seiner Tochter zu, er wolle vor der Nachtsuppe noch ein Schnäpschen trinken, und ging drei Häuser weiter in den „Ritter“. Er war ein großer, breitschulteriger Mann, der die Fünzig überschritten hatte. Auf dem mächtigen Nacken saß ein wohlgebildeter Kopf. Aus dem glattrasierten Gesicht sprang eine starke Nase vor. Die blaugrauen Augen waren von buschigen Brauen überwölbt. Das kurz gehaltene, leicht ergraute Haupthaar wuchs bis in die Stirn hinein.

In der Wirtsstube, einem ziemlich großen, wenig sauberen Raum, der von Tabaksqualm erfüllt war, traf der Peter vorn am langen Tisch den Krämerskarl, den Walfmüller und den Butternidel. Im Sintergrund saßen der Hamjust und der kleine Kumpf. Der Wirt, ein hoher Sechziger, dem das Kupfer aus dem Gesicht schlug, stand an die Wand gelehnt und lauschte der Unterhaltung. Es wurde von der Bitterung gesprochen. Frühmorgens hatten die Steine geschwitzt. Das deutete auf Regen. Man mußte sich beeilen, die Kartoffeln zu fehen. Die einen hatten eine neue Sorte bezogen, die die Landwirtschaftskammer empfahl, die andern waren bei ihrer alten geblieben. Das Gespräch, das im Zickzack lief, beschäftigte sich mit den Entwässerungsanlagen auf dem Bruch, mit der Feuerlöschordnung, mit dem Pfarrer und sprang dann auf die Feldbereinigung über, die, obzwar sie nach langem Widerstreit durchgeführt war, das Dorf noch immer in Atem hielt. Es war ein öffentliches Geheimnis, daß gar mancher unter den Bauern sich kein Gewissen daraus machte, krumme Furchen zu ziehen und vom Nachbarfeld ein Stück abzuzadern. Der Geschädigte wehrte sich. In der Regel kam's aber so, daß der geringe Mann den kürzeren zog. Nun hatten die Wohlhabenden durchgesetzt, daß vor der Zusammenlegung der Grundstücke alles neu vermessen wurde. Der Antrag der Kleinen besitz aber, wonach die Angaben des Grundbuchs bei der Vereinigung maßgebend sein sollten, hatte nicht die nötige Unterstützung gefunden. Die Großen schoben die Kleinen beiseite und heimstien den Vorteil ein, sofern die Siegenschaften im Laufe der Jahre nach Form und Flächeninhalt ein wesentlich anderes Aussehen gewonnen hatten. Indessen rief später die Verteilung der Ersatzgrundstücke auf beiden Seiten Verstimmtheit nach.

„Ich hab da droben am hohen Rain ein schön Ackerding erwißt,“ rasanerte der Peter Margolf. „Da vergeht einem, weiß Gott, die Lust am Bauertieren.“

„Du mußt halt Korn drauf ziehen,“ spöttelte der Walfmüller, „dernachert kannst du's den Leut' emal weisen, wie man aus Stein' Brot macht.“

„Stein' hin, Stein' her,“ rief der kleine Kumpf, „der Peter braucht sich net zu beschweren.“

„Dumm Gedrättsch,“ wandte sich der Margolf gegen den Sprecher. „Ich hab' bei dere Vereinigung nit profentiert.“

„'s kost' mich ein Lach! Als wüßt' man's net, du hast dein Schätze geschoren.“

Der Peter spuckte verächtlich aus.

„Was geb' ich auf dein' Born!“

„Nur langsam mit den armen Leut,“ erwiderte der kleine Kumpf schlagfertig, „'s sein ere gar viel.“

„Wer sich mit euch Lappanter einläßt, der schmeißt sich selbst aufs Maul,“ trat ihm der Butternidel entgegen. „Ein Glied, daß ihr's net aus'm Ärmel ziffelt. Wann ihr auf den Gaul kommt, reit' euch kein Teufel vor.“

„Dich kann man in deiner eigenen Butter braten, und du wirst net besser,“ brach jetzt der Hamjust los. „Wie hat der Pfarrer Sonntag gesprochen? „Es werden allezeit Arme im Lande sein. Und wer sich der Armen erbarmt, der ehrt Gott.“ Gelle, das is für dich französisch? 's is doch eso, daß du keinem was gunnst. Und gäbst ein Aug' drum wann der andre teins hätt'!“

Von Gustaf Janzon.

Des Butternickels Faust fiel schwer auf den Tisch.
„Kaussträmer, du seist bejoffen!“
Der Hannjust sprang auf, tat ein paar Schritte vorwärts und schrie: „Glück sollst du gehn! Sag's noch emal. Du hast schon mehr Schläg heimgebracht!“

Der Butternidel erhob sich. Sein Gesicht war dunkelrot. Die zwei, so schien's, gerieten aneinander. In diesem Augenblick öffnete sich die Tür, und der Ortsdiener trat mit dem Polenschmied ein.

Der Polizeimann hatte sofort die Situation erfasst und herrschte den Hannjust an: „Protokollmacher, gelle, du seist wieder im Dampf?“

„Ich will mich mit keinem verkrämern,“ verjette der Hannjust, sich zur Ruhe zwingend. „Ich kann nur das Geprahl davorn net hören.“

Der Ortsdiener klopfte ihm unjanst auf die Schulter. „Freunde, paß emal acht, wie ich dir die Nägel schneid'. Eins, zwei, drei und du sitzt im Loch!“

Der Hannjust winkte seinem Genossen, dem kleinen Kumpf. „Komml!“

Beide zahlten ihre Zeche und gingen.
„Gejchirr wie Gezeug!“ schickte der Butternidel ihnen nach.

Nachdem die Ankömmlinge erfahren hatten, wie der Streit entstanden war, wobei gegen die „Lappanier“ Schmähereden aufflogen wie Raketen, rief der Balkmüller: „Schorsj, ich geb' was aus. Rundigherum ein Dippche Bier!“

Der Wirt beeilte sich, die Gläser zu füllen.
„Habt ihr's dann schon gehört,“ jagte der Polenschmied, neben dem Peter Margolf Platz nehmend, „der Kappes am Sirisched is wieder i: der Reih.“

Darüber wunderte man sich baß, denn man hätte für das Leben des Kranken, der seit Wochen bettlägerig war und stark an Atemnot litt, keinen Piffierling mehr gegeben.

„Gest' vor acht Tag' wollt ich ihn besuchen,“ berichtete der Polenschmied, „da schlief he. Ich tat mich ein wink jehen. Auf einmal wurd' he wach, aber he sah mich net. „Amliche,“ spricht er wider seine Frau, „wie wird's dann mit unjerm Werk gehn, wann ich net mehr da bin? Ich mein' als, du könntst der Sach' allein net vorstehn. Wie wär's, wann du dem Nachbar sein' Konrad nähmst? Der is schon bei Jahren und is ein verständiger Mannsferl.“ „Ja,“ heult die Frau, „an den hab' ich auch schon gedacht.“ Ich war murremausstill und dacht' für mich, da wird's bald ein' Handschlag geben. Wie he wieder eingebuffelt war, drückt ich mich.

Diesen Morgen geh' ich am Sirisched vorbei. Was seh' ich? Mein' Kappes. Und spaziert, weiß Gott, im Hof erum. „Ei, Kappes,“ sag' ich, „seist du's oder seist du's net?“ „Ja,“ spricht er, „ich sein's.“ No verzählt er mir, der Dokter konnt' ihm net helfen. 's is aber ein Mann bei ihm gewest, aus Brauerschwend. Der nahm ein' Stuhl und widelt Kordel drum. Ein ganzes Gebund. Vernachert macht er ein Gesahn (Zauberspruch) herunter. Von der Stund' an hat der Kappes Luft gehabt. Und frag auch wieder Appetit.“

Der Polenschmied hielt inne, nahm eine kräftigen Schlud und schloß:

„He is nu durch, und ich sein um eine Hochzeit kommen.“
„Was net all passiert in der Welt!“ brummelte der Balkmüller behaglich vor sich hin.

Allerlei Krankheiten wurden besprochen. Die Meinung herrschte vor, man sollte sich's dreimal überlegen, ehe man sein Geld zum Doktor und Apotheker trug. Die Hauptsache war, gründlich schwitzen und die Heilung der Natur überlassen. Freilich, ein „Gefahr“ zur rechten Zeit hatte oft schon Wunder gewirkt.

Damit war der Gesprächsstoff erschöpft. Der Peter Margolf rief: „Allo!“

Der Wirt, in der Absicht, die Gäste noch festzubalten, gab eine Geschichte zum besten, die ihm heut brühwarm erzählt worden war.

Der Dürrhannes am Hegveg hatte im „Stern“ über die Gebühr lang Solo gespielt und hatte gar noch einen Rausch mit nach Hause gebracht. Seine Frau nahm das frumm und bestrafte ihn gegen ihre Gewohnheit mit eisigem Schweigen.

Am andern Morgen ging der Hannes auf eine Holzversteigerung. Wie er heimkam, fragte er seine Hauschre treuherzig:

„Hast du das Vieh gefüttert?“
Keine Antwort.

„Wie weit seist du dann mit deiner Arbeit?“
Wieder keine Antwort.

(Fortsetzung folgt.)

Indessen begaben sich Andersson und zwei andere wohlhabende Gesinnungsgenossen eines Sonntagmorgen nach Hällan, um den allgemeinen Beschluß kundzutun.

„Du bist gerufen, Dich zu verantworten,“ trompete Andersson Joel ins Ohr.

„Und wenn ich nicht komme?“ fragte Joel blinzeln, wobei er nichts weniger als schuldberührt aussah.

„Traust Dich nicht, was?“

Damit hatte er die rechte Saite angeschlagen, und Joel richtete sich mit einemmal in die Höhe.

„Ich werde kommen,“ versprach er.

Mit dem Bescheid mußten sich die Abgesandten zufrieden geben. „Du kannst ja immer die Vaterchaft verleugnen,“ meinte Andersson, der sich mit Volen verabredet hatte, „das haben tüchtigere Kerle vor Dir getan.“

Joel tat, als höre er nicht, worauf die Drei gingen.

Eine Weile blidte ihnen Joel nach. Dann lachte er spöttisch und ging hinein zu seiner Frau. Diese hatte alles durchs offene Fenster mit angehört.

„Du denkst doch nicht dran, die Wahrheit abzuleugnen,“ begann sie.

„Geschehn ist geschehn, daran ist nichts zu ändern“, entgegnete er gelassen, „der ist 'n Lump, der nicht wagt, für sein Tun einzustehen.“

Genau dieselben Worte wiederholte er am folgenden Sonntag im Bethaus. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, und er begegnete den vielen feindseligen Blicken mit kalter Ueberlegenheit.

„Sünder!“ erscholl es durch die Reihen.

„Das sind wir wohl alle mit'ander soviel ich weiß, und besser wird's nicht, ob wir auch noch soviel weglegnen, was wahr ist. Aber da man mich hierher gebeten hat, um mich zu verantworten, wie Ihr's nennt, will ich vor so vielen Zeugen als möglich erklären, daß 's Mädchen mein ist, und daß sie das Gehöft nach mir erben wird.“

„Verstodter, Du lästert!“ schrie Volen.

„Er lästert!“ sumnte die wohlbestudierte Gemeinde nach.

Joel legte die Hand hinters Ohr, um besser hören zu können.

Sobald er das Wort „Lästere“ aufgefangen hatte, lachte er spöttisch und fragte:

„Wollt Ihr mehr von mir?“

„Geh, und komm nie mehr hierher!“ Damit wies Volen auf die Tür.

„Geh, geh!“ stimmte die Versammlung ein.

Eine Weile zauderte Joel, um sich alle diese zornfunkelnden Augen einzuprägen, dann wandte er sich um und ging. Daß er nicht in der Tür das Haupt neigte, erhöhte das Aergernis, und seit dem Tage wurde er von den Gesinnungsgenossen nie anders als der „Verstodte“ genannt.

Joel sah ein, daß man es nicht bei dieser Rache bewenden lassen würde, die ihn obenein in den Augen der Kinder der Welt hob, deren Beifall er jedoch nicht begehrte. Aber er hatte nicht erwartet, daß man Elfrida bearbeiten würde, was indessen geschah.

Durch Mutter Betulander, die sich besonders dazu eignete, redete man dem Mädchen ein, daß an ihr ein schreckliches Unrecht begangen sei.

Es währte lange, bevor Elfrida das geringste begriff. Sie war von Anfang an froh gewesen, daß das Kind von seinem Vater anerkannt wurde. Als man aber eine Zeit lang ihr unaufhörlich in die Ohren getuiet hatte, daß sie unverantwortlich behandelt worden sei, glaubte sie es schließlich und änderte ihr Benehmen. Sie schnauzte ihre Herrschaft an und veräuerte ihre Pflichten, indem sie den Bauern Besuche abstattete, Kaffee trank und sich beklagen ließ.

Und in dem Maße, als das Mitleid mit Elfrida wuchs, steigerte sich der Unwille gegen Joel Nord. Man begegnete ihm mit Mißtrauen oder unverschämter Verachtung, auch spielte man ihm manden bösen Streich. Als er Oeman's Fischerboot leihen wollte, um mit dem kinde zur Kirche zu fahren, wurde es ihm verweigert.

Oeman befand sich zu der Zeit in Geldberlegenheit und war demnach geistlich gesinnt, und daß er sogar gegen Bezahlung Joels Bitte abschlug, war der beste Beweis für seinen wahren Glauben.

Infolgedessen versprach ihm auch Volen späterhin einen Vorstoß.

Das Kind wurde trotzdem getauft, denn die Brüder Westerman beförderten die Eltern und Gevattern zur Kirche, und ihnen war es zu danken, daß Joel als Vater des Kindes ins Kirchenbuch eingetragen wurde. Das Mädchen ward Hildegard getauft.

Auch auf andere Weise zeigte man Joel Nord, daß er als der Stein des Anstoßes galt, den anzuspüren viele für ihre Pflicht hielten. Er aber lachte darüber, denn er wußte, daß er ein großer Sünder vor Gott und Menschen war, weshalb er mit dankbarem Herzen seine wohlverdiente Strafe entgegennahm. Daß alle gegen ihn waren und ihm so viel Böses als nur möglich zufügten, schenkte ihm gerade die feste Hoffnung auf Lohn in einer andern Welt.

Und allmählich richtete diese Glaubenszuversicht ihn in seinen eigenen Augen auf und schloß ihm Mut ein, den Blicken der Nachbarn und früheren Gesinnungsgenossen mit dem alten herausfordernden Trotz zu begegnen. Während des ganzen Frühjahrs

und einen Keil des Sommers hatte er stillschweigend zugehen, wie Deman seine Neze in Gallans Wasser auslegte, als ihm eines Tages der Geduldsfaden riß.

Viel sagte er nicht, als er Deman in seinem Hause aufsuchte, aber es genügte, daß die ganze Familie Deman über ihn herfiel und Joel Nord eine Minute später die Treppe kopfüber im Hof anlangte. Hinter ihm her fuhr Deman mit hochrotem Gesicht und geballten Fäusten. Und kaum hatte der alte Joel daran denken können sich aufzurichten, bevor Deman sich über ihn warf. Zwar waren die Kräfte ungleich verteilt, als aber „Desterman's Jungs“ und noch einige andere dazulamen und die Kämpfer auseinander gebracht hatten, war der alte Joel am besten davongelommen. Deman's eine Auge war zugeschwollen, auch hinkte er bedenklich, während Joel bereit war, sobald es gewünscht würde, von neuem zu beginnen.

„Siehst Du“, wandte er sich seinem Gegner zu, „alt bin ich und viele Kräfte sind nicht übrig; aber gilt's, ein Rindvieh zu züchtigen, so hilfst mir unser Herrgott. Denk dran!“

Und mit der Haltung eines Siegers, begrüßt vom Beifall der Umstehenden, kehrte er nach Gallan zurück. Heimgekommen nahm er die Bibel herab und las drei Kapitel hintereinander. Heiß und heftig strömte sein Blut durch die Adern und seine Stimme dröhnte durchs Haus. Er fühlte sich jung und tatkräftig.

Im Bett lag seine Frau mit gefalteten Händen. Ihre Augen glänzten und der zahnlose Mund lächelte.

Als Joel fertig war, klappte er das Buch zu und stützte beide Fäuste darauf, während er die Augen zur Decke erhob. Seine Lippen bewegten sich im stummen Gebet, das mit einer Frage endigte:

„Soll das Rindvieh nicht eins auf die Schnauze kriegen, sag's Herr?“ Seine Augen hingen unterwandt an der Decke, als erwarte er die Antwort von dort oben. Dann lachte er über's ganze Gesicht und nickte. Danke, Herrgott im Himmel! Du bist ein gerechter Gott, und kommt mir Deman in den Weg, schlage ich zu. Amen!“

Darauf wandte er sich an seine Frau und fuhr fort: „Kun weiß ich's, eine Stimme in meiner Brust hat's mir gesagt. Man soll nie aus dem Wege geh'n; man soll für sein Tun einsteh'n.“

Seit dem Tage war Joel Nord ein anderer. Froh und trotzig begegnete er jedem Blick und beantwortete jegliche Anrede mit schlaudem Witzeln und einer späßhaften Bemerkung. Das frühere Mißtrauen, hauptsächlich durch seine Taubheit genährt, war verschwunden, und obwohl er selten hörte, was gesprochen wurde, lachte er herzlich mit.

„s hat so wenig zu bedeuten, was die Leute schwachen“, erklärte er; „ich habe Friede mit mir selbst gewonnen, und hier drinne antwortet eine Stimme auf alle Fragen.“ Bei diesen Worten drückte er die knöchige Hand auf die Brust, blinzelte und lachte. Dabei schien die hagere, gichtbrüchige Gestalt zu wachsen und stolzerhobenen Hauptes ging er elastischeren Schrittes als zuvor.

Die Veränderung, die mit Joel auf seinen alten Tagen vor sich gegangen war, brachte ihm auch äußere Vorteile. So vermietete er sein Haus an Sommergäste und bezog selbst die Hütte am Strande. Und draußen in den Schären, wo jede Krone den doppelten Wert besaß, erhöhte ein derartiges Einkommen das Ansehen. Auf diese Weise ward Joels Alter heller und froher, und er wurde wieder der Mann, auf den man hörte.

Aber die Gläubigen murxten und steckten ihre Köpfe zusammen. Daß es Joel so gut ging, war ihnen ein Dorn im Auge. Besonders erbittert war der Schöffe Volén.

„Wartet man, bis die Alte tot ist, dann könnt Ihr was erleben“, prahlte er.

Sein Geschwätz erreichte auch Mutter Nord's Ohren. Lange grübelte sie darüber nach, dann schickte sie zu den Brüdern Desterman.

„Vor diesen Jahren sprach Euer Vater mal von 'nem Testament und Vergleichen“, begann sie, als Alexander und Bernhard an ihrem Bett saßen. „Ihr braucht nicht mit Joel davon zu reden, denn er ist ja stottau. Und merkt er was, kann er auf dem Ohr nicht hören. Deshalb wollt ich Euch fragen, ob Ihr die Sache für mich in Ordnung bringen wollt. Man weiß ja nie, wann einem die Stunde schlägt, so ist's am besten, man hat das Seinige getan.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Laubenkolonist.

In den Laubenkolonien ist jetzt Nehraus gemacht. Die Frühfröste mahnten zeitig dazu, einzuernten und alles in Sicherheit zu bringen, was dem Winter entrißen werden kann. So sieht es denn jetzt draußen traurig aus. Die Bäume und Sträucher sind entblättert, das salbe Laub deckt Beete und Wege, und überall da, wo nicht gleich nach der Ernte das Düngen und Graben der brachliegenden Beete in Angriff genommen wurde, beherrscht noch das Unkraut die Parzellen. Gelegentliche Frühfröste töden es wenig; Kreuzkraut, Vogelmiere u. a. grünen und blühen lustig weiter, reifen ihre Samen und streuen sie aus, und im Frühling ist man dann erstaunt darüber, wo all das Unkraut herkommt, das immer und immer weniger Tage nach dem Graben und Behaden zu Tausenden hervorsproßt.

Abgesehen von den ausdauernden staudenartigen Gemüsen, wie Ahabarbar, Estragon, Schnittlauch u. a., gibt es auch verschiedene einjährige Gemüsearten, die ruhig im Winter drauhen stehen können, und hier unter Einwirkung der Winterkälte sogar noch an Wohlgeschmack gewinnen. Es sind dies der Rosenkohl, Blätterkohl (Grünkohl), Feldsalat und Spinat. Letzteren kann man jetzt noch säen, aber nur auf gut gebüngte Beete. Die Saat scheint dann im zeitigen Frühjahr, wenn der im September gesäte Spinat schon beinahe verbrauchsfähig ist. Eine dritte Saat macht man auch noch im Frühling, dann hört man auf, weil der Ertrag zur wärmeren Jahreszeit sehr gering und unsicher ist. Bei trodener, warmer Witterung schießt der Spinat rasch in Samen; er bildet dann keine üppigen Blattrosetten, die das Abernten lohnen. Auch der Salat für die erste Ernte, der sogenannte Winterj Salat, wird am besten im Herbst gepflanzt und drauhen überwintert; nur bei sehr starkem Frost muß er, wenn kein Schnee liegt, vorübergehend mit Reisig oder trockenem Laub gedeckt werden.

Aber alle diese Wintergemüse, sowohl die jetzt fertigen, die bloß auf der Parzelle bleiben, um durch Frosteinwirkung verbessert zu werden, wie solche, die uns im zeitigen Frühling die erste Ernte liefern sollen, können nur da gehalten werden, wo kein Diebstahl zu befürchten und die Parzellen so gut eingefriedigt sind, daß Kaninchen und Feldhasen nicht einzubringen vermögen. Wo sich diese einsinden, kommen sie uns mit der Ernte zudor. Bei Parzellen, die an den Forst und an Aderländereien angrenzen, ist bei strenger Kälte auch auf den unerwünschten Besuch der Hasen zu rechnen, die jetzt von vielen Jagdberechtigten eingebürgert und gehegt werden; sie überfliegen die Umzäunungen, fressen die Samenpflanzen, Grün- und Rosenkohl, so verschiedenartige, ihnen schmackhaft erscheinende Blütenstauden.

Einige andere jetzt fertig entwidelte Gemüsearten, wie Breitlauch, Sellerie und auch Kropfkohl, vertragen ziemlich viel Frost. Wenn man zu Hause im Keller keinen Platz hat, kann man sie auch auf der Parzelle einschlagen und gut mit Erde eindenken. Dies Ueberwinterungsverfahren hat nur den Nachteil, daß uns die so eingeschlagenen Gemüse bei andauerndem Frost, wenn Boden und Erdoberde erstarrten, nicht zugänglich sind, daß wir dann also zu erneuter Ernte wohl oder übel andauernd milde Witterung abwarten müssen.

Im Sommer, wenn uns das Küchengrün stets reichlich zur Verfügung steht, wird meistens nur wenig Gebrauch von ihm gemacht; aber im Winter, wenn es rar ist, pflegt es die Hausfrau Tag für Tag zu verlangen. Der Laubenkolonist sichert es dem Haushalt, wenn er jetzt eine Portion Schnittlauchstauden und kräftige Petersilienwurzeln im Keller in mäßig feuchten Sand einschlägt. Hierbon werden immer nach und nach einige in Töpfe mit beliebiger, gerade zur Verfügung stehender Erde oder auch Sand gepflanzt, gut angegossen und dann am Küchenfenster zum Austreiben gebracht. Diese Treibkultur gelingt immer, wenn dem Topfe nur die genügende Wärme und Feuchtigkeit und etwas Licht zur Verfügung steht. Die Nahrungsaufnahme dieser Pflanzen ist gering, da sie zum jungen Trieb die im Wurzelstode aufgespeicherten Reservestoffe verarbeiten; dadurch erschöpfen sie sich natürlich. Sind sie abgetrieben und abgeknitten, so topft man sie in dem Müllkasten aus und bespangt dann die Töpfe mit frischen Wurzeln. Einen prächtigen Winterj Salat liefern uns auch die Cichorienwurzeln. Diese Wurzeln werden nicht nur in den Cichorienfabriken zu einem gar nicht üblen Kaffeezusatz verarbeitet, sondern ihre jungen Triebe liefern auch einen zwar etwas herben, milchsartigen, aber sehr zarten und befömmlichen Winterj Salat, den die Italiener mehr als wir schätzen. Um diesen Salat zu gewinnen, schlägt man die Cichorienwurzeln dunkel im Keller ein und hält sie mäßig feucht; sie treiben dann gelbweiße, geschlossene Blätterköpfe, die man abschneidet, abblättert und mit Essig und Öl als Salat zurechtmacht. Die erschöpften Wurzeln sind dann nicht mehr genießbar. Man findet diese getriebenen Cichorien im Winter regelmäßig in den Delikatessengeschäften; sie stellen aber eine Delikatesse dar, die sich selbst der einfache Laubenkolonist leisten kann.

Wer im Juli Winterrettiche gesät hat, nimmt sie auch jetzt heraus, schneidet die Blätterköpfe ab und schlägt dann die Wurzeln im Keller in etwas feuchten Sand ein. Genau so verfährt man mit Karotten.

Ueber die Behandlung des Winterobstes ist nicht viel zu sagen, denn die Ernte war in diesem Jahre fast überall gering, und da, wo Familie ist, wird bald damit ausgeräumt sein. Bei vielen hungrigen Mäulern hält bekanntlich das beste Dauerobst nicht. Wer aber in der Lage ist, haltbare Sorten länger liegen lassen zu können, dem empfehle ich in erster Linie die Aufbewahrung im frost- und mäusefreien Keller. Die Früchte werden hier direkt auf Latten ohne weiche Unterlage gelegt, aber so locker, daß sie sich gegenseitig nicht berühren. Letzteres ist wichtig, weil bei dicht nebeneinander oder gar noch in mehreren Lagen übereinandergelegten Früchten eine einzige faulende rasch die ganze Nachbarschaft ansteckt. Je mehr man das Licht ausschließen und eine möglichst niedrige Temperatur erhalten kann, die sich nur 2-3 Grad über dem Gefrierpunkt hält, um so länger kann man das Obst erhalten. Für Aufbewahrung in der Wohnung gibt es einfache Schränke mit vielen Schübladen, die man sich selbst herstellt, auf die man aber auch verzichten kann. Auf Schränken in kühler Stube läßt sich sehr viel Winterobst unterbringen. Hier erreicht man den Lichtabschluß durch einfaches Ueberdecken der Fruchtlage mit Zeitungspapier. Zu

beachten ist, daß manche Früchte die Neigung haben, in trockenen Räumen bald welk und saftlos zu werden. Dies trifft namentlich für alle grau gefärbten Renetten zu, die bei erhöhter Luftfeuchtigkeit, die andere Sorten leicht in Fäulnis überführt, lange prall und gesund bleiben. Manche dieser Sorten, wie die Kanadarenette und die graue französische Renette, lassen sich unter Berücksichtigung ihres Feuchtigkeitsbedarfs bis zum Juni tabellos aufbewahren. Es ist aber wichtig, in feuchteren Ueberwinterungsräumen, wie bereits oben bemerkt, die Früchte nicht auf eine weiche Unterlage zu legen. Mag diese nun aus Papier, Stroh, Heu, Torfmüll oder Sägemehl bestehen; alle diese Materialien ziehen die Luftfeuchtigkeit an, riechen dann dumpf, und dieser dumpfe Geruch überträgt sich auf das Fruchtfleisch der Winteräpfel und gibt ihnen an Stelle des natürlichen Aromas einen mehr oder weniger widerwärtigen Geschmack.

Der Laubentzöner hegt natürlich auch den Wunsch, die Blütenpflanzen, die er den Sommer über mit Liebe gepflegt hat, und die ihn bis zum Eintritt des Winters durch dankbares Blühen erfreut haben, dem Winterfroste zu entreißen. Freilich lassen sich nicht alle diese Pflanzen retten, denn viele von ihnen, die Sommerblumen, beschließen mit Eintritt der frostigen Jahreszeit ihr kurzes Leben. Hart und unverwundlich sind die Stauden, die man in den meisten Fällen dem Winter sorglos überlassen kann, nur Nelken, Goldrute und einige andere werden gern von den Mäusen zerfressen. Wie man Rosen und sonstige nicht winterharte Sträucher schützt, habe ich früher bereits erläutert. Nicht winterharte Knollen, wie die der Dahlien, Cannas, der Wunderblume, des blauen Salbeis, der Gladiolen, Begonien u. a. sind spätestens jetzt auszunehmen. Das abgestorbene Kraut wird über der Knolle abgeschnitten. Die Knollen muß man mit heim nehmen und dann im Keller auf mäßig feuchten Sand lagern. Im Winter sind sie ab und zu durchzusehen, von faulenden Teilen mit scharfem Messer zu befreien und dann an den Schnittflächen mit gepulvertem Holzkohle einzustreuen. Von diesem Verfahren weicht die Ueberwinterung der Gladiolen und Begonien ab. Diese werden nach dem Ausnehmen vollständig von der anhaftenden Erde gereinigt und dann in einer luftigen Kammer lufttrocken gemacht. Ist dies geschehen, so schneidet man die abgetrockneten Wurzeln ab und überwintert die gereinigten Knollen trocken und frostfrei in irgendeiner Schublade.

Auch bessere Blütenpflanzen, wie Hortensien, Fuchsen, Pelargonien u. a., lassen sich überwintern. Bei Pelargonien kommt es darauf an, sie rechtzeitig anfangs Oktober in möglichst kleine Töpfe zu pflanzen; sie erfordern Ueberwinterung am Fenster eines nur mäßig warmen, aber absolut frostfreien Zimmers. Man hält sie hier während des ganzen Winters mehr trocken als feucht, d. h. läßt die Erde immer erst staubtrocken werden, und gießt dann so vorsichtig mit überflutendem Wasser, daß weder Blätter noch Zweige benetzt werden. Jedes Benetzen der Pflanze selbst hat sofortige Fäulnis zur Folge. Silbende oder faulende Blätter reißt man nicht ab, sondern schneidet sie so, daß ein längeres Blattstück an der Pflanze haften bleibt, das nach und nach abtrocknen muß. Die am Grunde eines jeden Blattstieles sitzenden zwei Blattschuppen entfernt man im Winter stets, da von ihnen leicht die gefährliche Stammfäulnis ausgeht. Angefaulte Zweige muß man unterhalb der fauligen Stellen mit scharfem Messer abschneiden und die Schnittfläche dann mit Holzkohlenpulver bedecken. Anfangs März schneidet man dann die Pelargonien zurück, falls überhaupt noch etwas an ihnen zu schneiden ist, verpflanzt sie in größere Töpfe und gießt wieder regelmäßig, sobald sich der junge Trieb in der Entwidlung befindet.

Mühseliger ist die Ueberwinterung bei solchen Blütenpflanzen, die jeht naturgemäß das Laub werfen, wie Hortensien und Fuchsen. Weide sind fast winterhart; im milderen Klima Englands findet man sie häufig als stattliche Gartensträucher im Freien kultiviert. Wir tun besser daran, sie auszunehmen, mit dem Wurzelballen im Keller einzuschlagen und hier nur sehr mäßig zu gießen. Es wird nur soviel Wasser gegeben, um das Einschrumpfen der Rinde und das damit verbundene Vertrocknen der ganzen Pflanze zu verhindern. Auch Rosen, die man zur Sicherung gegen Diebe von der Barzelle nimmt, um sie im Keller zu überwintern, werden hier in der gleichen Weise behandelt. Auch Alpenrosen, Kirschlorbeer, Borbeer Eponymus und ähnliche bessere, immergrüne Gehölze können im Keller überwintert werden, verlangen hier aber etwas mehr Feuchtigkeit, da sie ihre Dauerblätter erhalten müssen.

Zur Ueberwinterung von Gemüse, Knollen und Schmuckpflanzen dienende Kellerräume dürfen weder dumpf noch naß sein; sie verlangen bei milder Bitterung gründliche Lüftung. Kellerräume, deren feuchte Wände mit Schimmel und Pilzen bedeckt sind, sind als Ueberwinterungsorte für lebende Pflanzen ungeeignet. Bevor man seine Pflanzen solchen Kellerräumen anvertraut, riskiere man lieber deren Ueberwinterung unter guter Bedeckung im Freien.

Kleines feuilleton.

Wolkswirtschaft.

Die Petroleumergzeugung der Welt. Zur Zeit, in der sich Deutschland eine größere Selbständigkeit

im Petroleumhandel erwerben will, ist eine Uebersicht willkommen, die eine erste Auskunft über die Petroleumergzeugung der ganzen Welt während des vorigen Jahres gibt. Die Ziffern sind von der Landesuntersuchung der Vereinigten Staaten gesammelt und in ihrem Bulletin veröffentlicht worden. Alle Länder, in denen überhaupt Erdöl gewonnen wird, haben eine Zunahme der Produktion zu verzeichnen gehabt, mit einziger Ausnahme von Kanada. Der Gesamttertrag belief sich auf etwas mehr als 46½ Millionen metrische Tonnen, was eine Zunahme gegen das Vorjahr um rund 2,7 Millionen Tonnen bedeutet. Davon lieferten die Vereinigten Staaten nahezu zwei Drittel, genauer 63,8 v. H. oder der Menge nach fast 30 Millionen Tonnen. Die Zunahme der Förderung in den Vereinigten Staaten seit 1910 wird auf 1,4 Millionen angegeben. An zweiter Stelle unter den Petroleumländern der Erde steht bekanntlich Rußland mit mehr als 9 Millionen Tonnen. Ungefähr gleich reihen sich Galizien, Rumänien und das holländische Ostindien an, indem jedes dieser Länder rund 1½ Millionen Tonnen zum Welttertrag beigetragen hat. Sie sind aber sämtlich in überraschender Weise geschlagen worden von Mexiko, wo sich innerhalb eines Jahres die Gewinnung von Petroleum auf mehr als das Vierfache gehoben hat, nämlich von 440 000 Tonnen auf fast 1,9 Millionen Tonnen. In den Vereinigten Staaten sind die Preise für Erdöl übrigens in den einzelnen Staaten an der Quelle selbst sehr verschieden. Am billigsten war es während des vorigen Jahres in den Staaten Kalifornien und Oklahoma, die allerdings auch den weitaus größten Ertrag liefern. Kalifornien wird bald an Erdöl mehr verdienen als an Gold. Dann folgten die Staaten Illinois, Pennsylvania, Texas, Louisiana, Kansas, Colorado, Westvirginia und New York. In den letzten beiden Staaten war der Preis fast dreimal höher als in Kalifornien. Die Vereinigten Staaten sind übrigens auch mit der Petroleumförderung in der Kriegsmarine im letzten Jahr sehr vorangekommen, und zwei neue im Bau begriffene Schlachtschiffe werden sogar ausschließlich Delförderung erhalten. Im laufenden Jahr wird der Verbrauch der amerikanischen Marine an Erdöl bereits auf fast eine Million Hektoliter geschätzt.

Aus dem Tierreiche.

Eine neue Art von Wirbeltieren. Gondwanaland, dieser verfunkenen Erdteil der Urwelt, der auf der Südhalbkugel Afrika mit Indien verband, war von einer Tierwelt bevölkert, wie sie so wunderbar und seltsam nie wieder gesehen worden ist. Ein Geschöpf dieses verschollenen Kontinents, der in der Jurazeit unterging und an dessen Stelle der Indische Ozean trat, lebt noch in unsere Tage hinüber und ist erst vor kurzem in den nachtdunklen Wäldern des holländischen Neuguinea entdeckt worden. Von diesem merkwürdigsten Tier des australischen Erdteils, dem „Bliesigel“, erzählt Wilhelm Bölsche in „Ueber Land und Meer“. Die Gondwanatiere gliederten teils Reptilien, teils Säugetieren, teils war es, als wolle sich in ihnen ein ganz neuer dritter Typus bilden, der aus den verschiedenen Tierklassen grotesk zusammengesetzt war. An diese phantastische Raune der Natur aus Urweltstagen erinnert heute noch das sagenumwobene Schnabeltier. Schon vor Jahren wies ein einzelner Schädel die erste Spur, daß in Australien große Land schnabeltiere vorlägen; nach und nach aber hat es sich herausgestellt, daß das eigentliche Entfaltungsgelände dieser Land schnabeltiere in unseren Tagen Neuguinea ist. Hier wohnen mehrere jener großen Sorten, für die man den Namen „Bliesigel“ erfunden hat, wengleich die meisten dieser Arten kein weiches Blies, sondern wirkliche Stacheln besitzen.

Zum erstenmal ist ein solcher lang- und düstacheliger Bliesigel in den Zoologischen Garten zu Amsterdam lebend gelangt. Fast wie ein winziger Elefant sieht dieser einzigartige Geselle aus: der Schnabel biegt sich zu einem gewaltigen krummen Rüssel wie ein Pfeifenrohr ein; der Leib wird bei diesem Stacheltier von hohen, ganz elefantenartigen Säulenbeinen getragen. Dazu kommen noch die stark ausgebildeten äußeren Ohrmuscheln. Und doch hat dieser „Elefant von Neuguinea“ in Wahrheit nichts mit einem Elefanten zu tun; er ist vielmehr der letzte Vole aus jenem geheimnisvollen untergegangenen Gondwanaland, der Vertreter einer neuen Klasse der Wirbeltiere, die nach der Ansicht mancher Zoologen gleichwertig neben Reptilien, Vögeln und Säugetieren stehen müßte. Diese Schnabeltiere sind ja keine echten Säugetiere, denn man weiß, daß sie den der Schildkröten ähnliche Eier legen und daß ihre Blutttemperatur je nach der äußeren Luftwärme steigt und fällt, eine Eigenschaft, die die wechselwarmen Reptilien von den dauerwarmen Säugetieren unterscheidet. Nun haben sie aber bereits das Haar des Säugetieres, wenigstens in der Form von Stacheln, und ihre Zungen werden noch im Ei durch Säfte des Mutterleibes, später aber durch eine Art Muttermilch selbst genährt. Mischbildungen zwischen Reptil und Säugetier sind sie, gerade so wie jene alten Gondwanatiere, die Saurier und saurierähnlichen Wesen, in deren Knochenbau Reptil und Säugetier gleichsam miteinander rangen und daneben eine dritte Klasse sich durchzukämpfen schien. Je genauer in letzter Zeit das Gesamtgerippe dieser uralten Tiere bekannt wurde bis fast in jede Einzelheit, desto fleißiger machten sich die Uebereinstimmungen zwischen den Sauriern und den Schnabeltieren geltend.